

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Bersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Was hatte ich da gesagt? — Wovon lebte denn ich selbst? Wo sollte ich das bernehmen, was ich ihr geben wollte? ... Wie sollte ich überhaupt die riesenhafte Schwierigkeit besiegen, uns einen eigenen Herd zu gründen? Tante Valli? Würde sie, die alte Vollblutaristokratin, trotz aller Güte, aller Liebe zu mir sich dazu verstehen? War zu hoffen, daß Tatianas Zauber auch auf sie einwirken würde, wenigstens so weit, daß ihr meine Leidenschaft für sie begreiflich erscheinen müßte? Aber sie haben sich ja beide kennen gelernt und Tante Valli hat mich sogar bei Tatiana gesehen, und ihr entgeht nichts, was irgend Wichtigkeit hat. — Und sie sprach mit keiner Silbe von Tatiana, die ganzen Tage nicht, als wenn sie nicht — wichtig wäre!

Als ich, schwere Seufzer unterdrückend, fast schon zu dem alten Mann aufsaß, begegnete ich seinem schlau beobachtenden Blick unter den schweren schlaffen Lidern, die seine dunklen Augen halb verdeckten, und um den faltigen Mund mit dem struppig grauen Bart lag ein offenbar sarkastisches Lächeln.

Ich machte eine hochmütig fragende Bewegung und erhob mich unwillkürlich, als betrachtete ich unsere Unterredung für beendet, ganz vergessend, daß es Tatianas Vater war, den ich um das Glück meines Lebens gebeten hatte, und nicht der zudringliche Antiquitätenhändler, der ein Geschäft mit mir machen wollte, das mir nicht paßte.

Welch häßlicher Zwiespalt hatte sich in mir erhoben — schon bei Beginn des Kampfes!

„Was werden Sie jetzt zunächst tun, Herr von Rehn?“ fragte er schroff und kalt, als wir uns gegenüberstanden.

Er hatte ein Recht zu der Frage, und ich sagte kurz: „Neberlegen werde ich, was ich zu tun habe, Herr Kortsowski.“

„Gut. Aber bis Sie da zu einem Ende gekommen sind oder zu einem Anfang, wie man will, werden Sie keinen Versuch machen, Tatiana zu sprechen. Sie werden sie meiden und verhindern, daß die Leute über meine Tochter reden.“

„Wie können Sie glauben —!“ stieß ich hervor und fühlte, wie die heiße Glut in mein Gesicht schloß.

„Nun, ich glaube ja nichts Schlimmes,“ sagte er, den grauen Kopf wiegend, „aber die Versuchung ist groß und Tatianas Vorzicht reicht nicht für zwei ans. Sie haben ihr Herz ganz geblendet — sie sieht nur Sie. So seien Sie, was Sie bis jetzt waren, gut und verständig und auch ferner wert, daß alle Leute Ihnen vertrauen und glauben. Und ich will meiner Tochter sagen, daß sie ruhig sein kann, wenn Sie sich auch jetzt von ihr fernhalten müssen, bis alles geordnet ist, bis Sie vor der ganzen Stadt als ihre Verlobten gelten. Ich werde sie jetzt nicht fortgeben und aus Ihrer Nähe bringen, sie soll

noch im Vaterhaus bleiben, wenn Sie, Herr Leutnant, mir versprechen wollen, sich meinem Wunsche zu fügen.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort,“ sagte ich leise, während sich langsam etwas wie ein dicker grauer Nebel zwischen mich und Tatiana schob.

Er nahm seine alte Pelzmütze von der Erde auf, wohin er sie gelegt hatte, und machte mir eine kurze Verbeugung. „Guten Abend, Herr Leutnant. Nichts für ungut,“ sagte er und hinkte hinaus.

Ich sank mit einem schweren Stöhnen auf meinen Stuhl und legte das Gesicht in die Hände. — Was soll ich tun? Mir war es, als sei ich von drei Seiten von hohen Mauern eingeschlossen und auf der vierten Seite gähnte ein Abgrund. Reich die Spannkraft auch zum Sprung hinüber? — Schwere, peinvolle Empfindungen durchwühlten mich, ich stand vor Ungewohnten, Ungeübtem und — das Qualvollste von allem — ich stand allein, ohne sie! Keinen Tropfen gab es für meines Herzens heißen Durst, nicht einmal satt trinken konnte ich mich an ihren Lippen vor dem heißen Kampfe um sie!

Dann stand ich rasch auf. Handeln wollte ich, handeln! Es war das einzige Mittel, um schnell, schnell zu ihr zu gelangen. Den Sprung wagen wollte ich ohne Aufschub.

Zunächst zum Kommandeur. Ach, der Gütige, Edle! Vor ihm hängen wir zwei nicht, Tatiana! Aber war er's denn noch? — Morgen, übermorgen noch — um uns beizustehen? Wer weiß, wo dann mein Kommandeur war? Sein Abschied wurde vermutlich genehmigt. Nun denn, also heute, heute abend noch — zu müdensüßlicher Zeit — wie neulich auch. — Diesmal kam ich in eigener unaufrichtiger Angelegenheit. Was wollte ich eigentlich beim Kommandeur? Ihm meine bevorstehende Verlobung mit Tatiana Kortsowski, der Tochter des polnischen Händlers, anzeigen? — Nein, auch diesmal trieb es wieder den Mann zum Manne — den jungen unerfahrenen Menschen zum erfahrenen alten.

Ich ging in mein Schlafzimmer, mich umzuziehen. Das mußte ich allein besorgen, denn Reier konnte noch lange nicht aus Groß-Russow zurück sein. Hoffentlich fand ich alles rasch, denn viel Zeit hatte ich nicht. Es war gegen sieben Uhr.

Da wurde meine Klurklingel gezogen. Ich stand in Hemdärmeln und wollte eben in gewohnter Angewohnheit, so wie ich war, ausmachen gehen, denn wer sollte wohl kommen, den mein Neugierige bestreunden könnte, als mir noch wie eine Kackete der allerdings nicht unmögliche Gedanke aufschloß: sie! Tatiana könnte in Verzweiflung, getrieben von demselben glühenden Verlangen, wie ich es fühlte, herübergezogen sein, um sich nur einmal noch an meine Brust, in meine Arme zu werfen, ehe wir, Gott weiß auf wie lange, getrennt blieben.

Ich fuhr im Gehen in den Waffenschrank, der mir gerade zunächst hing, und öffnete mit klopfendem Herzen meine Wohnungstür.

Herz und Auge waren so vorbereitet auf eine Frauengestalt, daß ich betroffen und verwundert zu der Erscheinung, die mich weit überragte, emporjah. Wer konnte denn das...?

„Mein Gott — Boncalet!“

„Ja,“ sagte er lächelnd. „Darf ich hereinkommen? Oder haben Sie Besuch?“ — „Dann Pardon...“

„Nein, Besuch habe ich nicht.“

„Ja — was denn? Sie stehen nämlich in der Tür in einer Pose, als wäre Ihnen meine Gegenwart nicht gerade angenehm. Ah — ich sehe: Sie wollen zu irgendeinem Kommisspello —“

„Durchaus nicht, Graf. Kommen Sie nur herein. Ich wollte zum Kommandeur.“

„Jetzt? Im Dienst? Es ist nämlich sieben Uhr abends, lieber Rehn,“ sagte er mit leichtem Spott. „Was ist denn los bei Ihrer Majestät vornehmstem Linienregiment, daß an die stellvertretende Adjutantur so merkwürdige Ansprüche gestellt werden?“

Ich sah ihn ganz erstaunt an. Er sprach so sonderbar, so eintönig und langsam und dabei in einer spöttisch scherzenden Art, die ihm sonst gar nicht eigen war. Ich hatte noch nie einen Blick von ihm gehört, auch nie bemerkt, daß er herzhaft über einen gelacht hätte. Er verstand sie oft gar nicht.

„Lebighlich Privatfache. Aber die muß ja nicht gerade ausgerechnet heute Abend erledigt werden,“ sagte ich in absichtlich leichtem Ton.

„So — Privatfache? Im Waffentod? — Abends spät? Sie haben sich wohl über Hals und Kopf verlobt?“

„Ich würde wirklich nicht gegen wen‘ —, wie man sagt, ich mich verloben sollte. Die holde Weiblichkeit im Paradies der Erde‘ ist nicht danach.“

„Oh, braucht ja nicht innerhalb des Weichbildes Ihres Paradieses zu sein. Ich dachte an das Goldfischchen draußen im Teich von Groß-Runow.“

„Großer Himmel!“ rief ich sehr erheitert über diese fürchterliche Vermutung des melancholischen Grafen, „man soll zwar nur verschwören, daß man sich nicht die Nase abbeißen will, und selbst das ist zuweilen gewagt!“ schloß ich mit einem Blick auf die imposanten Dimensionen der seinigen.

„Na,“ entgegnete er, „gerade beim Verliebten und Verlobten gilt auch das Wort, daß man da oft genug gerade das tut, was man vorher am meisten verschworen hat. Und außerdem — Liebe erweckt Gegenliebe.“

„Hören Sie auf uns Himmels willen und — kommen Sie herein in die gute Stube,“ bat ich. — „Na nu? Sie sind ja in Uniform?“

„Ja. Sehen Sie das erst jetzt? Wo, mein verehrtester Ersatzmann und vermittellicher Nachfolger, hatten Sie Ihre Sinne? Alle fünf bei ihr?“

„Was meinen Sie eigentlich mit diesen freundlichen Anzüglichkeiten? Sie denken wohl —“ fragte ich misstrauisch und ernst werdend.

Wir standen jetzt in der hellen Wohnstube und ich brach ab. Gott, sah der Mann aus! Wie eine „Leiche auf Urlaub“! Gesund und frisch hatte er ja nie ausgesehen, aber über diese sahlgrüne Blässe erichrat ich und noch mehr über diesen starren düstern Blick, der an mir vorbei auf irgend etwas Unersprechliches zu fixieren schien. Ich dachte nicht mehr an mein eigenes Weh. Alles, was der andere erlebt und gelitten haben mußte, stieg in furchtbarer Größe vor mir auf. — „Sind Sie denn wieder hier, Graf? Tun Sie wieder Dienst?“ fragte ich, ihm den regennassen Mantel abnehmend.

Er stand am Tisch, als überlegte er sich die Antwort, die breiten Schultern etwas nach vorn gebogen, den schmalen Kopf mit dem kurzgeschuitenen rotblonden Haar etwas in den Kragen gezogen, wie er auf dem Gaul zu sitzen pflegt, wenn es sehr kalt war.

„Wegen der Uniform, meinen Sie? — Die hab‘ ich heut zum letztenmal an. Alles Dienstliche ist erledigt. Ich reise heute nacht noch ab, zunächst auf Wolf- und Bärenhag in den Kaukasus und dann — ja dann — wo anders hin. Ich wollte Ihnen aber nicht nur adieu sagen, sondern Ihnen meinen zwieltischer Nachlaß anvertrauen, wenn Sie die Güte haben wollen, sich dessen anzunehmen. Mitnehmen von meiner Einrichtung werde ich nichts, ich mag mich nicht wieder sechshaft machen — oder da, wo ich’s täte, könnt‘ ich doch nichts davon brauchen.“ Während er dies sagte, hatte er sich in die Sofaede gesetzt und die Hände in die Taschen gesteckt, den Kopf leicht an die Wand lehrend, wie er immer sah, wenn er zu einer längeren Dämmerstundenplauderei zu mir gekommen war.

„Alles wollen Sie hier lassen, Ihren ganzen, doch recht kostbaren Besitz?“ fragte ich besremdet. — „Ihre Kunstfäden, Ihre Bücherchätze, Ihre Kenggewinne, Ihre Delbilder?“

„Ja. Muß ich schon.“

„Aber wer soll das kaufen? Hier in dem Rest — und auch in der Umgegend gibt es gerade für solche gediegenen Sachen keine Liebhaber.“

„Glaub’s auch. Und der Alte da drüben wird seine Antiquitäten schwerlich damit bereichern wollen oder können. Alles will ich auch nicht verkaufen. Das meiste verschenke ich. Nur die Möbel, und darin steckt eine hübsche Summe, möchte ich so allmählich Stück für Stück verkaufen und den Erlös sollen zur Hälfte die Armen hier haben, zur anderen Hälfte die Unteroffiziere. Die Wohnung habe ich noch bis zum April.“

„Und alles andere wollen Sie verschenken?“

„Bis auf die Familienbilder — ja. Die gehen an einen entfernten Verwandten von mir nach Hamburg. Sie wissen, nahe Vetterschaft habe ich nicht mehr. Aber meine andern Bilder, meine Bücher, meine Kunstwerke und meine beiden Kennpreise möchte ich Sie bitten als Geschenk von mir anzunehmen. Sie sind mir der liebste Mensch hier gewesen, Darth Rehn, auch andre Menschen haben Ihnen Freundschaft und Vertrauen erwiesen — besonders eine — und dafür danke ich Ihnen und bitte Sie, mit dieser einen auch fernher jene treue Freundschaft zu halten, die Sie in so reinem und edlem Sinne auffassen.“

Ich war noch am Tisch stehen geblieben, und jetzt fing ich seinen Blick auf und hielt ihn stumm eine Weile fest.

„Also ein Testament,“ sagte ich langsam.

„Wie Sie das nehmen wollen. Wenn man in ein fernes Gebiet reist, wo an allen Enden und Ecken der helle Aufruhr lodert, gemordet, geraubt und gefenat wird, und die allerdings sehr interessante Jagd, die ich dort finde, nicht als Spielerei gilt, dann macht man als besonnener Mensch eben so eine Art Testament, besonders wenn man auf keinen Fall wieder in die Heimat zurückkehren will.“

„Und Sie sind ein besonnener Mensch, Graf? Sie waren es all die Zeit über, die wir uns nun kennen?“ fragte ich und setzte mich ihm gegenüber an die andre Seite des Tisches, ihm unterwandt ruhig und fest ins Gesicht sehend, denn seine Augen hielten nicht stand.

„Was ich war? Ja, lieber Alter, das habe ich eigentlich, seit ich hier zwei Jahre Beginglößens Adjutant war, vergessen. Und was ich bin? Ein „höriger Mann“, der auf keine andre Weise mehr frei werden kann. Aber daran liegt mir auch gar nichts und darum kämpfe ich auch nicht. Ich war allezeit ein zäher Fatalist.“

„Boncalet, ich stehe Ihnen als vollkommen Wissender gegenüber: Sie wollen sterben in feiger Fahnenflucht, wollen die Freiheit suchen aus der Liebeshörigkeit, in der Sie gefangen sind. Daß es eine solche Fessel gibt, und daß diese ebenso hoffnungslos wie unerklärlich ist, glaube ich. Daß Sie aber jener Frau, die viel mutiger und stärker ist als Sie, Ihnen nicht gehören kann und nicht gehören will, Ihr Leben und Ihre Pflichten gegen König und Vaterland, denen Sie sich doch durch einen heiligen Schwur angelobt haben, als Opfer darbringen, um sich von ihr freizumachen — das begreife ich nicht.“

„Dann bewahre Sie Gott davor, daß Sie es mal begreifen,“ entgegnete er finster. „Sie sprachen von feiger Fahnenflucht, Sie halten mir König und Vaterland vor. Diese bedürfen meines Lebens und meiner Kraft nicht zu ihrem Bestehen. Da ist reichlicher Ersatz vorhanden. Ich habe heiligere Pflichten zu erfüllen.“

„Also ist doch jemand da, der Ihres Lebens, Ihrer Kraft bedarf? Und dennoch wollen Sie feige fliehen, sterben, weil Ihnen die Qual zu schwer wird,“ beharrte ich ernst.

„Es ist nicht immer Freiheit und Schwäche, wenn man freiwillig den Tod sucht. Es kann Fälle geben, in denen es Pflicht ist, zu sterben, wo der Tod eines Menschen eine Erlösung für andere ist, für viele oder auch nur einen einzigen. Ein solches Opfer kann auch ein besonnener Mensch darbringen und sogar nach reiflicher Ueberlegung. Sehen Sie, Rehn, Harriet kann nie, nie von mir lassen, sie kann ihre Seele, die ganz in der meinigen aufgegangen ist, nie wieder loslösen.“

„Sie hat es bereits getan. Ich selbst war dabei.“

(Fortsetzung folgt.)

Seldhumor.

Von einem Offizier im Felde.

(Nachdruck verboten.)

„Auf in den Kampf.“

Das Dorf A. in Nordostfrankreich wird durch einen Kanal, der an beiden Ufern von Sumpfstreifen begleitet ist, in zwei Hälften geschieden. Die diesseitige Dörfhälfte war von uns gestürmt worden, wir konnten jedoch nicht über den Kanal, da die einzige über ihn führende Brücke im feindlichen Gewehr- und Maschinengewehrfeuer aus dem Rand der jenseitigen Dörfhälfte lag. Also hieß es, in dem der Brücke zugekehrten Rande der diesseitigen Dörfhälfte Stellung nehmen. Das war nicht ganz einfach, da diese Häuser nur dem Feinde zugewandte Eingänge besaßen, die überdies verrammelt waren. Aber zu den praktischen Kriegserfahrungen gehört es, eine verschlossene Tür mit einem Fuhrtritt zu sprengen, und so gelangte ich denn glücklich mit meinen beiden Maschinengewehren in eins der vorderen Häuser und begann mich dort „einzurichten“. Die beiden Maschinengewehre wurden auf Tischen ans Fenster gerückt, die Blüchschäden verhinderten sehr schön ein Rutschen der Gewehre, die Bedienungsmannschaft nahm in fischengelegten Korbjesseln „Stellung“, wir selbst rückten sie einen urgemüthlichen Großvaterstuhl in die Mitte, „seulement un demi-heure“, und dann begann das Besetzt gegen die im jenseitigen Dorftrand verdeckten Schützen. Ab und zu mußten wir freilich unsere Stellung ändern, wenn nämlich das feindliche Feuer gegen unsere Fenster zu lebhaft wurde. „Mad — kat, kat!“ — ging es dann gegen die Wand oder „viing — vii — ing“ durch die Fensterscheiben. Dann setzten wir uns eine Stufe tiefer, nämlich auf den Fußboden. Wenn wir wieder schossen, verstümmte drüben das Feuer, wahrscheinlich machen sie es dort drüben genau so.

Was unsere Behaglichkeit aber am meisten erhöhte, war die Entdeckung eines Phonographen im unteren Stock unseres Hauses. Schnell wurde er von sachkundiger Hand in Gang gebracht, und während oben unsere Maschinengewehre ihr rasendes „Tad — tad — tad“ hämmerten, klang es von unten brausend heraus: „Auf in den Kampf, Torero...“ Ich habe noch nie meine Schützen mit solcher Dingenbung schießen sehen wie bei dieser Begleitung!

„Halt — wer da?“

Das Bataillon hatte Ersajmannschaften bekommen. Da die alten Mannschaften erschöpft waren, wurden sie gleich vom Ersaj abgelöst. Auch ein ziemlich nah am Feind stehender Posten wurde von einem Ersajmann besetzt. Wacker stand der neue Krieger auf seinem Posten, und die Minuten wurden ihm in lieberhafter Spannung zu Ewigkeiten, indes die Nacht immer tiefer ihre schwarzen Schatten breitete, so daß man kaum zehn Meter weit sehen konnte. So mußte er sich denn zum gut Teil auf sein Gehör verlassen. Er lauschte lange, lange. Da endlich hörte er vor sich im Felde ein Knacken, Brechen, Schlürsen! — Der Puls schlug ihm bis ans Herz. Er täuschte sich nicht. Das Gewehr machte er schußbereit. Er würde seinen Posten nicht kampflös verlassen. Näher kam das Rascheln — nun gewahrte er auch dicht vor sich einen schwarzen Schatten. Jetzt war es Zeit! „Halt — wer da?“ rief er nach seiner Vorschrift. Keine Antwort; die Gestalt hatte einen Augenblick gestutzt, jetzt bewegte sie sich genau auf ihn zu. Noch zweimal gelte rasch hintereinander des Postens Ausruf: „Halt — wer da?“ Dann knallte er los. Ein rasendes Alarmfeuer — die schwarze Gestalt verschwand.

Die ganze Linie war alarmiert. Die vorderen Schützen lagen im Anschlag. Die Reserven bezogen ihre Stellung. Im Vauschritt rückte die Feldwache zu dem Posten, der das Alarmfeuer gegeben hatte. Der stand noch vor Ausregung erstarrt. Abwartend schlich sich eine Patrouille zu der Stelle vor, wo der Posten den Angriff erkannt zu haben glaubte. Richtig — da lag der Feind in seinem Blute. War's auch diesmal nur eine — Kuh, so doch immerhin eine — französische!

Die redliche Teilung.

Im Ruhequartier. Ich ging gerade gemächlich die Dorfstraße entlang, als ich von meinem Hof her ein lautes Gezeck vernahm. Als ich hinging, sah ich einen Unteroffizier von mir damit beschäftigt, eine Gans zu schlachten, während zwei alte Knechte unter den bestigsten Gestikulationen auf ihn einredeten. Da sie in mir den Offizier erkannten, kamen sie gleich auf mich zugeföhrt und beklagten sich in den lautesten Tönen, daß man ihnen ihre Gans weggenommen hätte. Der Unteroffizier erklärte freilich, der eigentliche Besitzer des Hofes sei überhaupt nicht da und die beiden alten Leute seien höchstens Knechte, denen die Gans gewiß nicht gehörte. Wie dem auch war, ich verwarnte den Unteroffizier und ermahnte ihn, mit den „Eingeborenen“ etwas weniger grob zu verfahren, was er mir dann auch treuherzig versprach.

Auf dem Rückweg kam ich wieder über den Hof. Da sah ich in einer Ecke die beiden alten Knechte drummend damit beschäftigt, die Gans zu rupfen, daß nur so die Federn flogen, während der

Unteroffizier auf einem umgekehrten Bottich saß und behaglich seine Pfeife schmauchend der Arbeit mit breitem Grinsen zusah. Als ich fragend, was nun los sei, herantrat, antwortete er schmunzelnd: „Alles in bester Ordnung, Herr Leutnant! Wenn sie sich meinen daß ihnen die Gans gehört hat, haben wir sie uns redlich geteilt. Sie bekommen die Federn und dürfen die Gans dafür rupfen...“

Das Weinsaf.

Ich war einem anderen Truppenteil zugeteilt worden und kam mit meinem Zug erst spät in ein kleines Dorf ins Quartier, das die früher ins Quartier gekommenen Truppenteile bereits besetzt hatten. Auch die in den verlassenem Häusern aufgefundenen Weinvorräte waren bereits verteilt. Da es ein anstrengender Tag gewesen war und ich großen Durst verspürte, gab ich meinem Durstigen den Auftrag, unter allen Umständen noch einige Flaschen Wein für mich aufzutreiben. Er kehrte jedoch betrübt mit der Meldung zurück, daß er keinen mehr finden könne. Ich ließ mich darauf, aber nicht ein, sondern wiederholte den Befehl in etwas schärferer Form. „In einer Viertelstunde ist Wein da, verstanden?“ Mein Durstige trabte ab.

Nach einer Viertelstunde erschien er wieder, einige alte Weinpullen triumphierend in der Hand. Es waren ausgezeichnete Marken. „Nun, Junge,“ fragte ich gnädig, „wie bist du nun dazu gekommen?“ Er lachte verschämt: „Ich hatte in einem Keller ein altes leeres Weinsaf gefunden. Das hab ich nun mit Wasser gefüllt und zum Nachbarhaus rübergerollt, wo sie ein ganzes Lager von Weinsaf gefunden hatten. „Derrschaffen,“ sagte ich zu denen drüben, „seht mal, wir sind nur zu zweit, mein Leutnant und ich, was sollen wir mit einem ganzen Weinsaf? Gebt uns ein paar recht gute, extrafeine Bullen, dann bekommt Ihr das ganze Saf. Ihr werdet's schon kein kriegen.“ Na — und nu habe ich meine Bullen, und die werden an dem alten Saf schon nichtern bleiben.“

Die Ablösung.

Ich war Kommandant eines Schützengrabens, der mit 200 Schützen besetzt war. Als die Mannschaften abgelöst wurden, waren mir zwei Kompagnien Landwehrlente als Ersatz zugesagt worden. Ich nahm an, daß ich nun eine große Streitmacht befehligen würde. Als die alten wackeren Landwehler aber anrückten, mußte ich erfahren, daß ihre „Kompagnien“ nur etwa 50 Mann augenblickliche Gelechtsstärke darstellten, so daß ich nur etwa 100 Schützen zur Verfügung hatte, womit der Schützengraben recht leicht besetzt war. Ich äußerte meine Bedenken dem einen „Kompagnieföhrer“, einem alten weiterlesten Feldwebel. Der aber beruhigte mich und meinte: „Da können Herr Leutnant versichert sein, wir lassen keinen durch! Wenn wir man auch nur knapp 100 Mann stark sind, so haben wir doch insgesamt 500 Kinder! Verstehen, Herr Leutnant?“

Das Land des Fernsprechers.

Die Vereinigten Staaten können mit Recht auf den Titel des „Landes des Fernsprechers“ Anspruch erheben; zählt die Union mit ihren 10 Millionen Fernsprechanschlässen doch 2/3 mal so viel solcher Einrichtungen, wie die ganze übrige Kulturwelt zusammen. Nach einer hübschen Uebersicht, die Burton J. Hendrick in McClures Magazine gibt, hat allein New York so viele Fernsprechanschlässe, wie sechs europäische Länder zusammen, nämlich Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien, Norwegen, Dänemark und Holland. Chicago, eine 2-Millionenstadt, hat mehr Fernsprechanschlässe als ganz Frankreich mit der 40-Millionen-Bevölkerung; Philadelphia mit seinen ca. 1 1/2 Millionen Einwohnern übertrifft an Fernsprechern das ganze russische Reich, und Kansas City hat noch mehr Fernsprechanschlässe als ganz Belgien. Ganz England hat 650 000 Fernsprechanschlässe und übertrifft die Stadt New York nur um 200 000! Vor 15 Jahren hatten die Vereinigten Staaten erst 650 000 Fernsprechanschlässe; in 15 Jahren also hat sich deren Zahl mehr als verümzehnfacht. Heute ist der Fernsprecher in den Vereinigten Staaten allmächtig und allgegenwärtig; wo der Europäer schreibt, benutzt der Amerikaner den Draht, ja, der Fernsprecher ist weiter verbreitet, als die Post, nämlich in 75 000 Orten gegen 58 000 der Post! In Europa gibt es nur wenige Gegenden, die auch auf dem Lande ein dichtes Fernsprechnetz haben, während in den Vereinigten Staaten ein reichliches Drittel der 10 Millionen Anschlüsse auf dem Lande zu finden ist. Der Unterschied zwischen Stadt und Land ist damit in mancher Hinsicht aufgehoben: der Landbewohner kann an dem Stadtleben teilnehmen, er braucht nicht mehr die Erzeugnisse seines Bodens zur Stadt zu fahren, sondern verkauft sie drahtlich, fernher ist die ländliche Einsamkeit verschwunden; auf dem Lande kann man jederzeit mit dem Fernsprecher die Feuerwehre beherufen, der Fernsprecher ersetzt zum Teil die Zeitung und schließlich hat sich herausgestellt, daß Landbesitzer und Diebs-Häuser und Diebstahlen mit Fernsprechanschlässen meiden. Die amerikanischen Fernsprechergesellschaften rechnen mit einer gewaltigen Weiterentwicklung des Fernsprechwesens und legen daher jetzt schon eine Menge neuer Linien an, die sich vielleicht nach zwei oder drei Jahrzehnten bezoght machen. So hat die Bell-Gesellschaft im vergangenen Jahre für 300 Millionen neue Linien gebaut. Sie unterhält sogar ein

eigenes statistisches Amt, nach dessen Berechnungen sie neue Linien anlegt. Eine andere große Gesellschaft hat jüngst eine unterirdische Linie von New York nach Washington für 20 Millionen Mark gebaut, obwohl die oberirdischen vorläufig ausreichen. In wenigen Jahren jedoch können diese den Verkehr nicht mehr bewältigen, und wenn ungünstige Witterungsbedingungen die oberirdischen Leitungen ausschalten, ist durch die unterirdische Verbindung der Verkehr auf alle Fälle gesichert.

Vermischtes.

Wie weit kann die Allice fliegen? Diese Frage hat keineswegs nur wissenschaftliches Interesse, sondern sie ist auch von großer praktischer Wichtigkeit im Zusammenhang mit der verhängnisvollen Rolle, die die Fliegen als Krankheitsträger spielen. Im „Journal of the American Medical Association“ schildert ein Mitarbeiter eine Reihe von Untersuchungen, die über diese Frage angestellt worden sind. Von den medizinischen Instituten in Cambridge wurden über 25000 Fliegen, die zum Zwecke der Identifizierung durch Farben gezeichnet waren, unter verschiedenartigen meteorologischen Bedingungen freigelassen. Von diesen Insekten wurden 191 an etwa 50 Beobachtungsstationen, die man hierzu eingerichtet hatte, gefangen. Es zeigte sich, daß die Hausfliegen entweder gegen oder quer zum Winde zu fliegen pflegen. Die Richtung, die sie einschlagen, kann entweder direkt durch den Wind beeinflusst sein oder auch indirekt, indem die Fliegen durch vom Winde herangewehte Gerüche angesogen werden. Die Orte, an denen die gekennzeichneten Fliegen gefangen wurden, sprechen für die letztere Annahme; denn es handelte sich um einen Schlächterladen und um Wirtschaften, die bekanntlich stets einen besonderen Anziehungspunkt für die Fliegen darstellen. Die wichtigste Bedingung, die weite Zerstreuung von Fliegen zu ermöglichen, ist schönes, warmes Wetter. Hinsichtlich des senkrechten Fluges der Hausfliegen hat man beobachtet, daß sie fast direkt aufwärts bis zu einer Höhe von 45 Fuß steigen können.

Ein merkwürdiger Unterschied zeigte sich in den verschiedenen Tageszeiten; wenn sie am Nachmittag freigelassen wurden, so zerstreuten sie sich nicht entfernt so leicht wie des Morgens. Die meisten Flüge, die in den dichtbesiedelten Teilen von Cambridge beobachtet wurden, erstreckten sich etwa über 400 Meter. In einem Fall, in dem der Weg über offenes Land führte, wurde ein Flug von 700 Meter beobachtet. Zu ähnlichen Ergebnissen kam S. A. Forbes, der Versuche in Cool County in Illinois anstellte. Auch hier war die Entfernung, in der man die gekennzeichneten Fliegen wieder fing, nicht größer als 400 Meter. Die größere oder geringere Flugweite war natürlich davon abhängig, in welcher Entfernung die Fliegen Nahrung zu finden vermochten. Bei dieser Gelegenheit glaubte man auch eine merkwürdige Vorliebe für bestimmte Farben bei den Fliegen wahrzunehmen. Ein Beobachter hatte bemerkt, daß die Fliegen nicht auf Wänden sich niederließen, die mit blauer Tapete überzogen waren; er ließ die Wände seiner Kammer blau streichen und fand, daß die Fliegen ihn darauf mit ihrem Besuche verschonten. Andere Beobachter, die die Vorliebe oder Abneigung der Fliegen für bestimmte Farben durch genaue Versuche feststellen wollten, konnten jedoch zu bestimmten Ergebnissen nicht gelangen.

Die gewarnten Misset. Der Krieg hat in England eine unvorhergesehene und recht unerwünschte Folge. In London hat sich der Netz, den die braunen Gesellen aus Indien, die man zur Diste gegen die Deutschen herbeigerufen hat, auf die Misset ausübten, als so stark erwiesen, daß es bei dem beliebten Spiel nicht geblieben ist, sondern eine ganze Reihe von Verurteilungen statufanden. Infolgedessen hat sich der Generaldirektor der englischen Staatsämter in einem Rundschreiben an alle Landesbeamten sehr energisch dagegen eingesetzt. Alle Engländerinnen, die einen farbigen heiraten wollen, sollen ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß ihre Ehe nicht mehr gültig ist, wenn sie England verlassen und in Ländern leben wollen, deren Gesetze von der mohammedanischen Religion oder von einer andern, die die Vielweiberei gestattet, abgeleitet sind. Ehen, die mit Indiern, Mohammedanern oder Brahmanen geschlossen wurden, hätten schon viel Ungemach über die Frauen, die sich dazu verleiteten lassen, gebracht. Man ist aber sehr im Zweifel, ob die Misset diese Warnung beherzigen werden.

Spracheste des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Die deutsche Sprache in Belgien. In unseren Tagen verdient es besonders hervorgehoben zu werden, daß es auch im Königreich Belgien ein bodenständiges Deutschtum gibt. In den Provinzen Lüttich und Luxemburg, also an der Grenze unserer Rheinprovinz und des Großherzogtums Luxemburg, gibt es zwei leider nicht untereinander zusammenhängende Gebiete, in denen etwa 20000 Menschen wohnen, deren Muttersprache die deutsche ist. Da außerdem noch etwa 60000 Deutschsprachige in Belgien in der Gegend von Brüssel wohnen, ergibt sich für dieses Land eine Gesamtsumme von 140000 Einwohnern mit deutscher Muttersprache. Auf dem Papier gilt die deutsche Sprache mit den beiden anderen Landes-

sprachen, der flämischen und der französischen, als gleichberechtigt; in der Wirklichkeit hat aber die belgische Regierung unsere Sprache immer mehr benachteiligt trotz den großen Vorteilen, die dieser Staat gerade vom Handel mit dem Deutschen Reich hat. Früher war Deutsch in den meisten höheren Schulen Belgiens Pflichtfach, jetzt hat es diese ihm zukommende Stellung nur noch in den höheren Schulen der Grenzstädte. In dem 1913 erlassenen Militärgeleze wurden die Rechte unserer Volksgenossen auf ihre Sprache trotz ihren Einweisen auf die Verfassung so mißachtet, daß man merkte, die belgischen Machthaber wollten ein für allemal mit der deutschen Sprache als auch anerkannter Staatssprache aufträumen. Heute sieht es anders aus! Heute hat das deutsche Schwert den Artikel 25 der belgischen Verfassung wieder zur Geltung gebracht, der den Deutschen den freien Gebrauch ihrer Muttersprache zusichert. Belgien hat wieder drei Landessprachen: deutsch, flämisch, französisch.

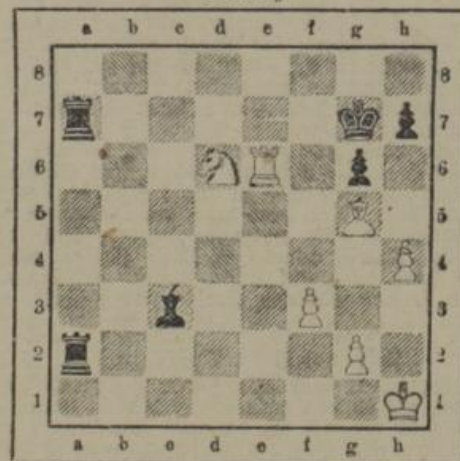
W. Nau (Zwickau).

Büchertisch.

Emanuel Geibels Werke. Vier Teile in einem Bande. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. R. Schacht. Mit drei Bildnissen, zwei Abbildungen und vier Handschriften. Leipzig. Hesse & Becker Verlag. XI. u. 800 Seiten. Gebunden 2.50 Mk. Emanuel Geibel, nach Kaiser Friedrichs Ausspruch der Herold des Deutschen Reiches, gehört nach dem übereinstimmenden Urteil der Literaturhistoriker zu unsern besten vaterländischen Sängern und zu jenen Dichtern, die deutsches Wesen und deutsche Art am reinsten verkörpern. Dieses Urteil nachzuprüfen und sich einen Ueberblick über das reiche Gesamtwerk des Dichters zu verschaffen, war bis jetzt des hohen Preises der Original-Ausgabe wegen nur wenigen möglich. Es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß im Rahmen der wohlbelannten Hesseschen Deutschen Klassiker-Bibliothek eine Geibelgabe erscheint, deren Anschaffungskosten auch der Minderbemittelte erschwingen kann.

Hermann Hesse: Der Lateinschüler. Mit einer Einleitung von Martin Lang und Bildern von Wilhelm Schulz. („Volksbücher“ Heft 38.) Verlag der Deutschen Dichter-Gedenkstiftung in Hamburg-Großborstel. 62 Seiten. Preis gebettet 0.30 Mk., gebunden 0.70 Mk. Das prächtige Buch erzählt von einem, der in einem schwäbischen Landstädtchen aus Landzungen gebrüllt wird. Wohnung und Kost haben die Huben bei einfachen Familien, aber es geht knapp her. Woher nehmen und nicht fehlen? So erblickt denn dem hungrigen Jungen in der Geschichte seine erste, fabelhafte Diebesfreude und Not. Einen neuen Streich spielt ihm sein heiratslustiges Herz; er trägt es einer hübschen Dienstmagd an. Das ist ein so festes lazes Gesichtsp, in seiner armen Hobeit am Brunnen so schön anzusehen, wie Gudrun in ihrer stolzen Niedrigkeit am Meere. Und wie vor alters die Kaiser ihre Edlen zu Rittern, so schlägt das waltende Leben den Knaben zum Manne. „Er ist anders geworden“, meint nachdenklich seine Mutter. „Heinabe schon wie ein rechter Mann. Und mehr soll er ja auch nicht werden.“ Die Erzählung ist ein Meisterstück des berühmten Verfassers.

Schach-Aufgabe Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silberrätsels in voriger Nummer:
Hebriden — Edison — Ida — Nahum — Rantekrabe — III
— Chybal — Kallimach — Salmiac;
Heinrich Schliemann.